Nr. 134 Morgen-Ausgabe Berlin Mittwoch, 20. März 1929
A 68 V

Vossische Zeitung

Gegründet 1704

15 Pfennig

Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen

Die Vossische Zeitung erscheint als Morgen- und Abendblatt zwölfmal wöchentlich. Für Postabonnenten sind beide Ausgaben vereint. Täglich: „Unterhaltungsblatt", „Finanz- und Handelsblatt". — Sonntag: Die illustrierte Beilage „Zeitbilder" und „Literarische Umschau". — Mittwoch: „Reise und Wanderung". — Donnerstag: „Recht und Leben".

Wöchentlich 1,— Mark, monatlich 4,30 Mark in Berlin und Orten mit eigener Zustellung. Bei Ausfall der Lieferung wegen höherer Gewalt oder Streik kein Anspruch auf Rückzahlung. Anzeigenpreise: mm-Zeile 30 Pfennig. Familien-Anzeigen mm-Zeile 18 Pfennig. Keine Verbindlichkeit für Aufnahme in bestimmter Nummer.

Verlag Ullstein. Chefredakteur: Georg Bernhard. Verantw. Redakteur (m. Ausn. d. Handelsteils): Carl Misch, Berlin. Unverl. Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt.

Verlag und Schriftleitung: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

Fernsprech-Zentrale Ullstein: Amt Dönhoff (A 7) 3600—3663, für den Fernverkehr Amt Dönhoff 3685—3696. Telegramm-Adresse: Ullsteinhaus, Berlin. Postscheckkto. Berlin 660.

Vatermord im Schloß Jannowitz?

Der Sohn des erschossenen Grafen unter Mordverdacht verhaftet

* Jannowitz (Schlesien), 19. März

Sonderdienst der „Vossischen Zeitung"

Die außerordentlich seltsamen Umstände, unter denen der 56jährige Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, der Besitzer der Rittergüter Jannowitz, Kupferberg und Rohrland, ermordet worden ist, haben die Kriminalpolizei und die Staatsanwaltschaft zu einem aufsehenerregenden Schritt veranlaßt. Der älteste Sohn des Ermordeten und Erbe des Fideikommisses, Graf Christian Friedrich zu Stolberg, ist unter dem dringenden Verdacht des Mordes an seinem Vater verhaftet und in das Gefängnis des Amtsgerichts in Hirschberg eingeliefert worden.

Die Verhaftung ist darauf zurückzuführen, daß sich der junge Graf bei seiner Vernehmung in unentwirrbare Widersprüche verwickelte und daß er Vorgänge berichtete, die sich niemals haben ereignen können. So gab er an, daß er in der Nacht Einbrecher im Schloß gesehen habe und von ihnen mit einem Narkotikum betäubt worden wäre. Nun ergaben die Ermittlungen der Beamten, daß in der Todesstunde des Majoratsherrn niemand außer dem Sohne im Zimmer gewesen sein konnte. Erschwerend kam hinzu, daß das Jagdgewehr, aus dem der tödliche Schuß abgegeben worden war, aus dem Besitz des jetzt Verhafteten stammte.

Die gräfliche Familie wohnte nicht im eigentlichen Schloß, sondern in dem etwa 20 Meter dahinter im Park stehenden Gebäude, in dem sich früher das Rentmeisteramt befand. Im Schlosse selbst sind jetzt Büroräume untergebracht. Ferner wohnt dort der Verwaltungsdirektor der gräflichen Familie. Das Rentmeisterhaus ist ein zweistöckiger Bau mit ausgebautem Giebel. In den unteren Räumen hatte der Graf seine Zimmer, und zwar ein Herrenzimmer und ein Schlafzimmer. In den oberen Räumen wohnte die Gräfin mit drei Töchtern sowie zwei weiblichen Dienstboten. Zumeist hielt sich bei seinen Eltern auch der älteste Sohn und zukünftige Majoratsbesitzer, der 23jährige Graf Christian Friedrich, der noch unverheiratet ist, auf. Er schlief aber im eigentlichen Schloß. Die anderen Kinder der gräflichen Familie sind erwachsen und wohnen auswärts.

Gestern abend nach 10 Uhr kamen zwei Frauen aus dem Schloß und riefen den gegenüber wohnenden Landjäger. Sie erzählten, daß der Graf Stolberg im Sterben liege und den Wachtmeister vorher sprechen wolle. Als der Wachtmeister mit dem gleichfalls herbeigerufenen Arzt im Schlosse erschien, bat sich ihm im Herrenzimmer des Rentmeisterhauses ein furchtbarer Anblick. Graf Eberhard saß auf dem Sofa mit zerschmettertem Schädel. Ein Schuß war offenbar von hinten in den Kopf gedrungen und hatte den Schädel zerschmettert, so daß das Gehirn herausgetreten war. Das obere und untere künstliche Gebiß des Grafen war herausgefallen. Ebenso lag die zerbrochene Brille auf dem Fußboden. Ein Selbstmord war nach Lage der Eintrittsstelle des Schusses vollkommen ausgeschlossen. Es ist vielmehr als sicher anzunehmen, daß der Graf beim Besen hinterrücks und unvermutet von fremder Hand erschossen worden ist.

Als Mordwaffe hatte eine Flinte gedient, die auf dem Fußboden des Zimmers lag. Sie war aus dem in der Nähe des Sofas stehenden Gewehrschrank entnommen worden. Auch das Geschoß ist gefunden worden. Es war ein sogenanntes Dum-Dum-Geschoß mit abgeplatteter Bleispitze. Der Schuß mußte aus ganz kurzer Entfernung abgegeben worden sein. Dies und auch der Umstand, daß es sich um ein Dum-Dum-Geschoß handelt, erklärt die furchtbaren Verletzungen. Merkwürdig ist ferner die Tatsache, daß in dem Schreibtisch des Ermordeten stets ein geladener Revolver lag, sowie daß sich in dem dahinter liegenden Schlafzimmer stets ein geladenes Gewehr befand. Beide Schußwaffen waren unberührt.

Der Sohn des Ermordeten, der jetzige Majoratsbesitzer Christian Friedrich zu Stolberg gab an, er habe nach dem Weggange der Damen mit seinem Vater noch geplaudert und beide hätten gelesen. Als er, der Sohn, einmal austreten mußte, sei er auf dem Hausflur von zwei Leuten, die er aber nicht gesehen habe, überfallen, gewürgt und bewußtlos gemacht worden. Er sei dann in seiner Angst, als er wieder zu sich kam, zu dem etwa 100 Meter entfernten Wirtschaftsgebäude gelaufen und habe hier bei einer Kutscherfamilie Schutz gesucht. Von dem Schuß habe er nichts gehört. Der Arzt konnte aber an dem Grafen weder Würgemale feststellen noch irgendwelche Spuren eines betäubenden Mittels entdecken.

*

Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode lebte mit seiner Familie außerordentlich zurückgezogen. Abgesehen von dem fideikommissarisch gebundenen und wenig ertragreichen Waldbesitz hatte der Ermordete schon von seinem Vater den Allodbesitz mit schweren Belastungen übernommen und sich durch sehr bescheidene Lebensweise den schwierigen Zeiten in der Landwirtschaft angepaßt. Von dem Familienhaupt, dem Fürsten Stolberg-Wernigerode, bezog er zudem eine Apanage.

Rege geistige Interessen brachten ihn in nähere Verbindung mit Gerhart Hauptmann und Bernhard Wilm in Saalburg, mit dem zusammen er die heimatliche Trachtenbewegung in dieser Gegend besonders unterstützte.

Nach außen hin, vor allem auch politisch, ist der ermordete Graf nie hervorgetreten. Sein Haus erfreute sich unter dem Landadel besonderer Beliebtheit. Das Haupinteresse des Verstorbenen galt der modernen Kunst und der Musik, und ein jüngerer Sohn hat bis vor kurzer Zeit in Berlin Musik studiert. Bei seinen Arbeitern war der Fideikommißherr durch seine schlichte und liebenswürdige Art außergewöhnlich beliebt.

Wenn die bisherigen Feststellungen der Kriminalpolizei auch sehr belastend für den ältesten Sohn des Ermordeten sind, so ist doch zurzeit kein äußerer Grund erkennbar, der diese Tat motivieren könnte. Das Familienleben war durchaus harmonisch, und zu irgendwelchen Zusammenstößen zwischen Vater und Sohn ist es auch nach den Bekundungen von näheren Freunden des Hauses nie gekommen. Wenn Vermutungen geäußert werden, daß der älteste Sohn durch Auflösung der Fideikommisse ein materielles Interesse an dem baldigen Ableben des Vaters haben könnte, so widerspricht dem die Tatsache, daß nach den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen die Auflösung des Fideikommisses erst nach der Erbfolge des ältesten Sohnes erfolgt wäre. Nach den bisherigen Feststellungen ist jedenfalls ein erfährliches Motiv für die Tat, deren der Sohn verdächtigt wird, nicht erkennbar.

Dorpmüller sagt: „Unmöglich"

Zu den Forderungen der Eisenbahner

Die drei Eisenbahnergewerkschaften trugen gestern dem Generaldirektor der Deutschen Reichsbahngesellschaft ihre Wünsche auf Lohnerhöhung vor. Sie wiesen auf die großen Leistungen der Eisenbahner, speziell auch während der Frostperiode hin, und machten darauf aufmerksam, daß die Eisenbahnarbeiter weit schlechter als alle vergleichbaren Arbeitnehmergruppen bezahlt werden.

Generaldirektor Dr. Dorpmüller erkannte die Leistungen der Eisenbahner unumwunden an und betonte, daß er wiederholt dem Personal öffentlich seinen Dank ausgesprochen habe. Er gab auch die Notlage der Lohnempfänger bei der Reichsbahn zu, erklärte aber, daß die finanzielle Lage der Reichsbahn eine Lohnerhöhung nicht gestatte. Auch die Industrie, die größere Aufträge von der Reichsbahn verlangt habe, sei mit ihren Wünschen aus diesem Grunde abgewiesen worden.

Die Gewerkschaften sehen infolge dieses ablehnenden Beschlusses die Lage als kritisch an. Der freigewerkschaftliche Einheitsverband der Eisenbahner hat seinen Vorstand für die nächste Woche zusammenberufen, der sich mit der durch die Ablehnung der Lohnforderungen geschaffenen Situation beschäftigen soll.

Braunschweigs Weg zur Einheit

Im Haushaltsausschuß des braunschweigischen Landtages wurde der Antrag der Deutschnationalen, sofort in Anschlußverhandlungen mit Preußen einzutreten, von der Linken abgelehnt. Dem gleichen Schicksal verfiel der demokratische Antrag, Braunschweig solle Reichsland werden. Dagegen wurde einstimmig beschlossen, das Staatsministerium zu beauftragen, die im Reich seit Jahresfrist angedrohten Bestrebungen auf eine Neuregelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Reich und Ländern mit allen Mitteln nachdrücklichst zu fördern.

Die Kirche der Zukunft

Von

Lic. Otto Piper,

Privatdozent der Theologie in Göttingen

Mit diesem Aufsatz eines jüngeren Theologen setzen wir die Debatte über das Thema „Wie steht es um die evangelische Kirche?" fort.

Die vier Fragen, die Dr. Mahrholz in der „Vossischen Zeitung" jüngst an die evangelische Kirche richtet, haben sicher das ausgesprochen, was heute ein großer Teil derjenigen Laien empfindet, die der Kirche nicht ablehnend gegenüberstehen. Es ist deshalb trotz jener herben Kritik für uns, die wir in der Gemeinde oder im akademischen Lehramt der Kirche dienen, und die wir ständig das geringe äußere Interesse für kirchliche Veranstaltungen festzustellen Gelegenheit haben, immer wieder ein Trost, zu wissen, daß sich hinter jenem Fernbleiben keine Gleichgültigkeit verbirgt; daß man von uns noch etwas erwartet, daß man von uns Antwort auf Fragen erhofft, die man selbst nicht lösen kann. Aber die Diskussion zwischen uns und jenen „wohlwollenden" Laien leidet darunter, daß man Verschiedenes meint, wenn man Kirche sagt. An zwei Punkten wird das bei Dr. Mahrholz' Aufsatz deutlich.

1. Es ist bezeichnend für die Argumentation vieler Laien, daß sie die Kirche ausschließlich oder doch wenigstens vorwiegend von der soziologischen Seite her betrachten und übersehen, daß dahinter noch ein theologisches und religiöses Problem liegt. Dr. Mahrholz klagt: „Die Kirche vergaß ihren Beruf als Volkskirche." „Die Staatskirche hat sich in eine Parteikirche verwandelt." „(Sie soll) dem Neuen, Werdenden, Gestaltlosen . . . Form werden." „(Sie steht) dem Prozeß der Bildung neuer Lebensformen hilflos gegenüber." Hier liegen sicher wesentliche Aufgaben auch für die Kirche; aber eben nicht weil sie Kirche ist, sondern weil sie Teil unseres Volkes und deshalb zur Solidarität verpflichtet ist. Es ist verhängnisvoll, daß man glaubt, die Mißstände der engen soziologischen Gebundenheit der Kirche dadurch beheben zu können, daß man die Richtung der Bindung ändert. Die kulturliberale und demokratische Kirche ist um sich um nichts besser als die kulturreaktionäre und deutschnationale Kirche. Damit soll die oft beklagenswert enge und verständnislose Haltung gewisser kirchlicher Kreise nicht gerechtfertigt werden; aber die Rettung kann nicht daher kommen, daß man dem Neuen dient. Sie ist nur aus vertiefter religiöser Besinnung möglich.

2. Dazu kommt ein zweites. Man übersieht nur zu oft, daß die Kirche ein lebendiger Organismus ist. Zur Kirche gehören ja nicht nur die Generalsuperintendenten, Pfarrer und Professoren, die heute zwischen 50 und 70 stehen, und deren Wort, weil sie an den leitenden Stellen stehen, überall gehört wird. Zur Kirche gehören ja auch die vielen jüngeren Theologen, die den Krieg unmittelbar erlebt haben und die sehr anders als die ältere Generation zu den Fragen der Gegenwart stehen. Aber diese Jüngeren haben ihr Wort noch nicht gesagt. Auch außerhalb der Kirche beginnen ja eben erst die Ersten aus unserer Generation zu sagen, was der Krieg war, und selbst darüber noch viele meinen, schweigen zu müssen. Und wer ist heute außerhalb der Kirche, der schon mit klaren Worten ausgesprochen hätte, was der Sinn des Kriegserlebnisses für unsere Generation war? Wie aber sollen dann wir Jüngeren in der Kirche es schon wagen dürfen, eine neue Wort hinauszurufen? Nur soll man aus diesem Schweigen nicht schließen, daß man innerhalb der Kirche nicht um die Aufgaben und Nöte unserer Zeit wüßte. Wir Jüngeren sind da in den Kirchen, wir ringen um jenes Wort, das „zu einer inneren Sammlung und Besinnung über das Kriegserlebnis bringen soll", und wir sind die Kirche der Zukunft.

Die Kirche konnte nach der Trennung vom Staat nicht sofort eine andere werden; und auch noch zehn Jahre reichen dazu nicht aus. Denn es gibt biologische Gesetze, die unverbrüchlich sind. Wer die 45 hinter sich hat, wird sich — von seltenen Ausnahmen abgesehen — nicht mehr wandeln können. Er deutet die Gegenwart mit Notwendigkeit von der Vergangenheit. Das war das Verhängnis der Generation, die im Augenblicke der Trennung die Leitung und Führung der Kirche in der Hand hatte. Man soll sich deshalb nicht allzusehr wundern, daß diese Männer dem Neuen nicht sehr zugetan sind, und man soll nichts Unmögliches von ihnen verlangen. Wir Jüngeren sind vielmehr durchaus bereit, anzuerkennen, daß diese Männer das große Verdienst haben, der Kirche die neue Organisationsform geschaffen zu haben; ein Verdienst, das vielleicht gestohlen, aber nicht aufgehoben wird durch die vielen und zum Teil schwerwiegenden Bedenken, die uns dieses Werk im einzelnen einflößt. Denn diese neue Organisation hat der jüngeren Generation der Theologen die Möglichkeit gegeben, in Ruhe zu einer grundsätzlichen Neubesinnung über das Wesen der Kirche zu kommen.

0251